

# Für die Jugend.

## Die Geschichte vom Hute.

Der Erste, der mit kluger Hand  
Der Männer, Schmutz, den Hut, er-  
fand,

Trug seinen Hut unaufgeschlagen.  
Die Krempen hingen schlach herab;  
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,  
Daß ihm der Hut ein Anseh'n gab.  
Er starb und ließ bei seinem Sterben  
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weiß den runden Hut  
Nicht recht gemächlich anzugreifen,  
Er sinn't und magt es kurz und gut,  
Er magt's, zwei Krempen aufzuzitren-  
fen.

Drauf läßt er sich dem Volke seh'n;  
Das Volk bleibt vor Verwund'ung  
steh'n

Und schreit: „Nun ist der Hut erst  
schön!“

Er starb und ließ bei seinem Sterben  
Den aufgeschritten Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut und  
schmält.

„Ach, sprach er, „sehe wohl, was  
schlecht.“

Er setzt darauf mit weisem Muthe  
Die dritte Kremp' zu dem Hute.

„Er, rief das Volk, „der hat Ver-  
stand!“

Seht, was ein Sterblicher erfand!  
O, der erhöht sein Vaterland!“  
Er starb und ließ bei seinem Sterben  
Den dreifach spigen Hut dem Erben.

Der Hut war freilich nicht mehr  
rein;

Doch sagt, wie könnt' es anders sein?  
Er ging schon durch die vierten Hände.  
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er  
was erfrände.

„Beglückter Einsfall!“ rief die Stadt,  
„So weit sah keiner noch, als der ge-  
sehen hat.“

Ein weißer Hut ließ lächerlich,  
Schwarz, Brüder, schwarz, so schickt  
es sich!“

Er starb und ließ bei seinem Sterben  
Den schwarzen Hut dem nächsten Er-  
ben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus  
Und sieht, er ist sehr abgetragen;

Er sinn't und sinn't das Kunststück aus,  
Ihn über einen Stod zu schlagen.  
Durch heiße Büchsen wird er rein:  
Er färbt ihn gar mit Schürzen ein.

Nun geht er aus, und alle schre'n:  
„Was seh'n wir? Sind das Raube-  
ren!“

Ein neuer Hut! O glücklich Land,  
Wo Wahn und Finsterniß verschwin-  
den,

Mehr kann kein Sterblicher erfinden,  
Als dieser große Geist erfand!“  
Er starb und ließ bei seinem Sterben  
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht den Künstler groß  
Und der die Radwelt unvergessen.

Der Erb' reißt die Schürze los,  
Umkehrt den Hut mit goldenen Treff'n,  
Verherkt ihn durch einen Knopf  
Und drückt ihn feimwärts auf den  
Knopf.

Ihn sieht das Volk und taumelt vor  
Verwundern,

„Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!  
Ihm,“ schrie es, „ihm allein ist Witz  
und Geist verliehen!“

Nichts sind die andern gegen ihn!  
Er starb und ließ bei seinem Sterben  
Den eingefächten Hut dem Erben.

Und jedesmal ward die erfund'ne  
Tracht

Im ganzen Lande nachgemacht,  
Was mit dem Hute sich noch ferner  
zugetragen,

Will ich an andermal euch sagen.  
Der Erb' ließ ihm nie die vorige Ge-  
stalt;

Das Aufseher ward neu, jedoch der  
Hut blieb alt.

Nach manchmal wechelt er die Form  
und ward dann auch Mode,

Bis er als Vogelscheuche kam im Feld  
zu Lode.

Ch. F. Gellert.  
Geb. 4. Juli 1715, gest. 3. Dez. 1769.

## Schreckliche Nacht einer Mutter.

Auf einem Schiffe, das auf der  
Heimreise von Indien nach England  
begriffen war, befand sich außer der  
Mannschaft auch eine Frau mit einem  
Säugling, als Passagiere.

Die Frau ging oft bei schönem  
Wetter mit ihrem Kinde auf dem Ver-  
decke des Schiffes spazieren. Eines  
Tages, als sie wie gewöhnlich auf dem  
Verdeck war, rief der wachhabende  
Matrose auf einmal: „Ein Segel!“  
(ein Schiff in Sicht).

Der Capitain des Schiffes nahm  
sein langes Fernrohr zur Hand, um  
zu sehen, was es für ein Schiff sei.

Dieses machte die Frau neugierig,  
und sie ersuchte den Capitain, sie auch  
einmal durch das Fernrohr sehen zu  
lassen.

Mit Vergnügen reichte derselbe der  
Frau das Rohr. Um dasselbe besser  
halten zu können, legte sie ihr Kind  
auf eine Bank. Kaum hatte sie das  
Fernrohr auf das näher kommende  
Schiff gerichtet, als mit einem Male  
ein großer Tumult unter den auf  
Deck beschäftigten Matrosen entstand.  
Die Frau sah auf, um zu sehen, was  
der Lärm zu bedeuten habe. Aber  
wie erschrocken sie, wie sie einen großen

Affen mit ihrem geliebten Kinde an  
einer der Strickleitern hinaufklimmen  
sah.

Vor Schreck fiel die arme Frau in  
eine tiefe Ohnmacht und lag wie todt  
auf dem Verdecke des Schiffes.

Während der Zeit hatte der Cap-  
tain seine Geistesgegenwart nicht ver-  
loren.

Schnell befahl er den Matrosen,  
hinunter in den Schiffsraum zu gehen  
bis er sie wieder rufen würde.

Dann versteckte er sich selbst so, daß  
er den oben im Mastkorb sitzenden  
Aff'en, mit dem Kinde in seinen Ar-  
men, beobachten konnte. Kaum sah  
der Affe, daß Niemand mehr auf dem  
Verdeck war, so kam er eben so ge-  
schwind herunter, wie er hinaufgeste-  
igt war und legte das Kind unversehrt  
wieder auf die Bank hin, von wo  
er es genommen hatte.

Der Capitain nahm es auf und  
legte es in die Arme seiner Mutter.

Als dieselbe nach einiger Zeit durch  
die Bemühungen des Capitains wie-  
der zu sich kam, fand sie ihr theures  
Kind ruhig schlafend an ihrer Brust.

Ihr könnt euch denken, liebe Bräu-  
der, daß die Frau dem braven Cap-  
tain in den herzlichsten Worten ihren  
Dank ausdrückte. Der Affe aber, der  
einem der Matrosen gehörte, wurde  
zur Sicherheit an eine Kette gelegt.

Eine eigenthümliche Art,  
das Lebensalter des Menschen und die  
Entfernung von Orten zu bestimmen,  
ist bei den Chiloten, den Bewohnern  
der Insel Chilon, auf der Westküste  
Süd-Amerikas, anzutreffen. Diese  
Chiloten erwerben ausnahmslos ihren  
Lebensunterhalt durch das Tragen  
von Brettern aus dem Urwald nach  
Puerto Mont; und es ist feststehend,  
daß starke Männer bis vierzig, Frauen  
sünfundsanzig bis dreißig Bretter  
des werthvollen Alerce, eines Lärchen-  
baumes, tragen. Diese Bretter sind  
sieben Fuß lang, acht Zoll breit und  
einen halben Zoll stark. Nun kommt  
es also vor, daß auf die Frage: „Wie  
alt bist Du?“ ein Kind antwortet:

„Acht Bretter, — zehn Bretter, fünf-  
zehn Bretter etc., je nachdem es der  
Last bereits gewachsen ist. Fragt  
man darnach, wieviel die Entfernung  
von dem bis zu jenem Ort betrage,  
so heißt es z. B. „zwölf Ruhepunkte“,  
sovielmal muß man auf diesem Wege  
mit der Bretterlast von einer Schulter  
auf die andere wechseln. Nicht minder  
berechnen sich die Preise der Lebens-  
bedürfnisse nach Brettern. Ein Pfund  
Zucker kostet z. B. acht Bretter, ein  
Luchentuch drei bis vier Bretter,  
u. s. w.

Appetit eines Vogels. Der  
Appetit eines Vogels ist außerordent-  
lich. Eine Drossel verzehrt auf ein-  
mal die größte Schnecke. Ein Mann  
würde in demselben Verhältnis eine  
ganze Rindsteele zum Mittagbrod  
essen. Auch das Rothkehlchen ist höchst  
gefäßig. Man hat ausgerechnet, daß  
ein Rothkehlchen bei normalem  
Gewicht zu erhalten, eine Menge thier-  
ischer Kost täglich erforderlich ist,  
die einem 14 Fuß langen Regen-  
wurm gleichkommen. Nimmt man  
einen Menschen von gewöhnlichem  
Gewicht, und vergleicht man seine  
Masse mit der des Rothkehlchens,  
so läßt sich berechnen, wie viel Nahrung  
er in 24 Stunden verbrauchen würde,  
wenn er in demselben Verhältnis wie  
der Vogel wäre. Geseht, eine Wurst,  
neun Zoll in Umfang, stellte den Re-  
genwurm dar, so würde der Mensch  
27 Fuß von solcher Wurst alle 24  
Stunden verzehren. Dies ist beson-  
ders erwähnenswerth, um die Thätig-  
keit zu beweisen, welche von insekten-  
fressenden Vögeln entwickelt wird.

Der Affe und die Uhr.  
Ein Affe fand einst eine Taschenuhr;  
Die band er sich mit einer Schnur  
fest um den Leib; besieht sie dann  
und spricht:

„Wo fehlts nur dieser Uhr? denn rich-  
tig geht sie nicht.“

Er macht sie auf und stellt sie zurück;  
Doch in dem andern Augenblick  
künd er sie wieder vor.

Jetzt meistert er am Bifferblättchen,  
Hält sie ein wenig an das Ohr  
Und spricht: „Der Schlag ist falsch!“  
nimmt einmal sie vor

Und künzel unten an dem Ketten;  
Stößt in die Räderchen und turt, er  
rückt und dreht

So lange bis sie stille steht.  
Es ging ihm, wie es jedem geht,  
Der etwas meißten will, wovon er  
nichts versteht.

Esprache.  
Welch' Mannes Wandel ist verkehrt,  
Deß' Lehre ist mir wenig werth;  
Um vieles besser folget man  
Der Lehr' von einem guten Mann,  
Als Zehnen, die gut lehren  
Und selbst das Recht verkehren.

Du sollst in guten Tagen  
Die bösen auch ermaßen,  
Und in den bösen Tagen  
Die guten nicht vergessen;  
So kann im Glücke nie  
Dich Uebermuth erreichen,  
Noch in Verlassenheit  
Dich Schwermuth je beschleiden.

## Der Rächer.

Novelle von D. Reinhold.

Rudolf Harring legte Pinsel und  
Palette unmutig bei Seite. Es wurde  
heute doch nichts mit dem Arbeiten.  
Er hatte nicht gedacht, daß ihm die  
Geschichte so sauer werden würde.

Na ja, er hatte das Mädchen herzlich  
gern gehabt. Und daß er sie nun so  
ganz verlassen sollte — daß er fortan  
mit der Gewißheit leben würde: du  
wirft ihre weichen rothen Lippen nie  
mehr küssen — nie mehr — es war  
doch eine eigene Sache. Aber es ging  
nicht anders. Es ging wirklich nicht  
anders. Er wußte ja vor Schulden  
nicht mehr aus und ein — und seine  
Gläubiger drangen hartnäckig auf  
eine reiche Heirat.

Er trat an den Schreibtisch und  
suchte das Bild seiner Braut hervor.  
Prüfend blickte er darauf nieder —  
schön war es nicht, dieses unregel-  
mäßige Gesicht mit den wasserblauen  
Augen und dem hochmüthigen Mund.  
Und wenn er sich statt dessen ihre  
Züge vorstellte — ihre leuchtenden,  
tiefen Märgenaugen, die sich an sei-  
ner Seele festhoben — das schmale,  
feine Näschen und die schöngeschwun-  
genen Lippen darunter.

Vergerlich warf er das Bild in das  
Schubfach zurück und ging in dem  
Atelier auf und nieder. Anfangs hatte  
er sich Alles so leicht vorgestellt. Er  
würde ihr schreiben — würde sie, in  
ihrem Interesse natürlich, bitten,  
auf einige Monate Berlin zu verlas-  
sen — ihr Reisegeld schicken — und  
damit sollte die Sache erledigt sein.  
Daß es ihm so tief saße, das hatte er  
nicht geglaubt. Erst, als er sich gegen  
Abend hingesetzt hatte, ihr zu schrei-  
ben, war er sich dessen bewußt gewor-  
den. Drei, viermal hatte er den an-  
gefangenen Brief wieder zerreissen  
müssen — und schließlich hatte er ihn  
bis zu Ende gebracht, so gut es  
gehen wollte, hatte ihn fortgeschickt,  
ohne ihn noch einmal zu überlesen  
oder etwas daran zu ändern. Viel-  
leicht war seine Form sogar ein wenig  
hart ausgefallen — er war so unge-  
duldsig geworden. Wie sie's wohl  
aufgenommen hatte? — Nun, sehr  
nahe schien ihr's ja nicht gegangen zu  
sein. Sie hatte ihm nicht geschrieben,  
war nicht zu ihm gekommen, und sie  
hatte ihm auch das Geld nicht zurück-  
geschickt — wie er's — gehofft hatte.

Aber das war doch Kärrebiß. Froh  
sollte er sein, daß sie's ruhig ange-  
nommen. Es mußte ihm ja die ganze  
Geschichte leichter machen. Wenn sie  
gekommen wäre — wenn sie ihm das  
Geld vor die Füße geworfen hätte —  
bei Gott, er hätte vielleicht die größten  
Thorheiten begehen können. Was  
wäre denn daraus geworden, wenn sie  
geheiratet hätten? Eine Bodentam-  
mer hätten sie sich mieten können —  
mit einem Bett, einem Tisch, einem  
Stuhl darin — und von Suppen  
leben.

So ungefähr wenigstens stellte er  
sich das Leben eines armen Künstlers  
vor. Und er schauderte dabei zurüd  
— er konnte es nicht. Prüfend blickte  
er sich um in dem eleganten Atelier  
— mit den Teppichen an den Wänden  
und auf dem Boden — den schönen,  
alten Möbeln — den zahllosen kleinen  
Kunstgegenständen, die er sich im  
Laufe der Jahre in aller Herren Län-  
der gesammelt — das Alles sollte er  
aufgeben, sollte er — vom Gerichts-  
vollzieher versteigern lassen? — Nein,  
nein und tausendmal nein! — Es war  
nicht anders gegangen. Gut, daß sie  
das Geld genommen — sehr gut.  
Wenn es ihm auch im Augenblick weh  
that.

Eigentlich hatte er's ja auch nicht  
anders erwartet — nicht anders er-  
warten dürfen. Was war sie denn?  
Buffetdame in einem italienischen  
Weinrestaurant — solche Mädchen  
heiratet man doch nicht. Er hatte sich  
in ihr hübsches Gesichtchen — in ihr  
reizendes Figürchen verliebt — und sie  
hatte ihm, da er ihr allerlei Aufmerk-  
samkeiten erwies, durch gar manches  
kleine Zeichen in holdster Naivität  
zu erkennen gegeben, daß er ihr Herz  
gewonnen. Und es war gegangen,  
wie es eben zu gehen pflegt — und  
schließlich war auch dieses Ende nicht  
gar so ungewöhnlich. Sie mußte es  
sich doch von vornherein sagen, daß er  
sie nicht heirathen konnte. Und viel-  
leicht — vielleicht hatte sie sich's auch  
gesagt. Ja, ja, so würde es wohl  
sein. Sonst hätte sie sich doch jetzt  
nicht so verhalten. Wenn sie schon  
nicht selber kam, so hätte sie doch we-  
nigstens ihren Bruder mit dem Gelde  
geschickt.

Ihr Bruder! — Ein unbehagliches  
Gefühl beschlich ihn, da er an den  
Menschen dachte. Von jeher hatte er  
eine tiefe Abneigung gegen ihn,  
sicherlich ganz ungerechtfertigt. Denn  
niemals hatte der Italiener es ge-  
wagt, ihn auch nur mit einem Blicke  
zu beleidigen — hatte es stets aner-  
kannt, wie hoch Rudolf Harring über  
ihn stand. Giuseppe Bosetti spielte  
in dem Restaurant, darin seine Schwe-  
ster angestellt war, die Guitare. Er  
ging auch des öfteren von Tisch zu  
Tisch, um für sein Spiel zu sam-  
meln. Es hatte den Maler wahrhaftig  
Mühe genug gekostet, ihn um sei-  
ner kleinen Marietta willen wie einen  
Gleichgestellten zu behandeln. Daß er  
es über sich gewonnen, — er rechnete  
sich's heute besonders hoch an. Dabei  
war ihm der Mensch mit dem fahlen  
Gesicht und den südländisch flammen-  
den Augen wirklich recht unympa-  
thisch gewesen.

Er blickte auf seine Uhr. Schon  
sechs. Um sieben mußte er bei seiner  
Braut sein und er hatte sich noch nicht  
einmal angekleidet. Da hieß es eilen.

Er zuckte erschrocken zusammen,  
lächelte aber gleich darauf über sich  
selbst. Wie nervös er heute war! Was  
war denn dabei, wenn die Wohnungs-  
glotte anschlug? Der Briefträger  
wahrscheinlich.

Trotzdem horchte er auf den Flur  
hinaus, wer gekommen sei. Und höflich  
trat er in das Atelier zurück, als er  
an der Stimme den Besucher erkannte.

„Allo doch!“ — Nun, es mußte auch  
so gehen. Daß der Bursche aber ge-  
rade um diese Zeit kommen mußte —  
seine Braut würde es ihm sicherlich  
verargen, wenn er nicht pünktlich war.

Er mußte suchen, ihn so kurz wie  
möglich abzufertigen.

Er griff rasch nach einem Buch und  
ließ sich vor seinem Schreibtisch nie-  
der. Dabei war er innerlich zornig  
auf sich selbst, zornig über seine Un-  
ruhe, über das leise Zittern seiner  
Hände.

„Guten Abend!“ — auf sein kurzes  
„Guten!“ trat Giuseppe Bosetti über  
die Schwelle. Er hielt den weichen  
Friszhat in der Hand, und seine Stim-  
me klang leise und ruhig wie ge-  
wöhnlich, da er um Entschuldigung  
bat wegen der Störung. Harring  
hatte sich bei seinem Eintritt wie über-  
rascht erhoben und trat ihm einen  
Schritt entgegen. Dabei suchte er mit  
prüfendem Blick den Gesichtsausdruck  
des Anderen zu erforschen. Aber er las  
da nichts von einer besonderen Auf-  
regung — die blassen Züge schienen  
wie aus Stein gemeißelt und das  
Himmeln in den Augen täuschte ihn  
wohl die eigene erregte Phantasie vor.

„Guten Abend!“ sagte er kurz.  
„Bitte, nehmen Sie Platz. Darf ich  
fragen, was Sie zu mir führt?“

Giuseppe ließ sich langsam auf den  
angebotenen Stuhl nieder und legte  
den Hut aus der Hand. Ganz lang-  
sam auch sagte er:

„Ich komme zu Ihnen, um mit Ihnen  
wegen meiner — meiner Schwe-  
ster zu sprechen. Sie haben heute Mor-  
gen an meine Schwester geschrieben.  
Würden Sie die Freundlichkeit haben,  
mich über den Inhalt dieses Briefes  
aufzuklären?“

Es war durchaus nichts Beleidigen-  
des in der Art, wie er das sagte. Und  
doch schloß Rudolf Harring einen In-  
grim gegen den Mann in sich auf-  
steigend.

„Ich wüßte nicht, was mich dazu  
veranlassen sollte,“ erwiderte er hoch-  
müthig. „Eine Frage überhaupt: Ihre  
Schwester weiß um diesen — diesen  
Vertrag?“

Es dauerte merkwürdig lange, bis  
die Antwort kam.

„Ja, sie weiß darum,“ sagte der  
Italiener endlich. „Sie weiß darum.  
Und sie sagte mir auch, was Sie ihr  
geschrieben. Aber sie kann noch nicht  
an den Inhalt dieses Briefes glauben.  
Sie hatte so sehr viel Vertrauen zu  
Ihnen, Herr Harring. Und sie denkt  
immer noch, daß Sie sie heirathen  
werden.“

Der Maler fuhr sich nervös durch  
das dichtgelockte Haar.

„Aber mein Gott — es geht doch  
nun einmal nicht,“ sagte er verzwei-  
felt. „Ich kann nicht — kann wirklich  
nicht.“

„Ich habe das Alles schon Ihrer  
Schwester auseinandergesetzt. Sie  
hätte sich und mir diese unglückliche  
Ereignisse sollen, alles noch einmal zu  
wiederholen.“

Wieder war es eine gute Weile still.  
Es war jetzt so dunkel, daß der Maler  
das Gesicht seines Besuchers kaum  
noch erkennen konnte.

„Sie können nicht,“ sagte Bosetti.  
„Sie können nicht.“ Und Sie geben  
mir den Auftrag, ihr das zu sagen.“

„Ja doch — ja!“ — Sie sind ihr  
Bruder, und Sie müssen versuchen, es  
ihm gütlich auszureiben. Ich habe sie  
gewiß recht lieb — natürlich. Aber  
meine Liebe ist am Ende doch nicht  
groß genug, als daß ich deswegen  
Hunger und Glend ertragen könnte.  
Und beides würde mir bevorstehen,  
wenn ich thöricht genug wäre, Ma-  
retta zu heirathen. Auch um ihret-  
willen darf ich es nicht — ich darf ihr  
ein so ungewisses Schicksal nicht zu-  
muthen. Natürlich würde ich sie —  
ihm — für den Kummer, den sie jetzt  
vielleicht hat — angemessen — ent-  
schädigen. Sie wird nicht nachbleiben,  
ich werde Sorge tragen, daß ihre Eri-  
schen gesichert wird. Mein Bankier  
wird ihr monatlich eine Summe an-  
weisen, von der sie leben kann.“

Die Hand des Italieners schob sich  
langsam in die Tasche seines Jacketts.  
Gleichzeitig aber fuhr er sich mit der  
Linken nach dem Herzen, wie wenn er  
da einen heftigen körperlichen  
Schmerz verspürte, und ein halbun-  
terdrücktes Stöhnen entrang sich sei-  
nem Munde.

Den scharfen Ohren des Malers  
war es nicht entgangen. Aber auf  
seine theilnehmende Frage erhielt er  
die Erwiderung, daß es damit nichts  
auf sich habe — ein Herzeleid, das  
ihn von Zeit zu Zeit peiniget, im Uebri-  
gen aber nicht weiter gefährlich sei.

„Sie sollten sich etwas mehr schou-  
nen,“ sagte Harring, froh, ein ande-  
res Thema gefunden zu haben. Und  
ich bin natürlich gerne bereit, Ihnen

Er konnte nicht vollenden. Blich-  
schnell war der Italiener emporgefahr-  
ten, hatte die Hand, die den Revolver  
umklammerte, aus der Tasche gerissen  
und gegen den Maler erhoben.

So plötzlich, so unerwartet war das  
Entschliche gekommen, daß es Har-



„Richter: „Zeugin, wie hoch ist Ihr Alter?“  
Zeugin: „Mein Alter? Na, der ist zwei Meter hoch, der hat ja bei die  
Farbe in Potsdam gestanden!“

ring völlig gelähmt hatte und er keinen  
Verlust machte, sich zu verteidigen.  
Er gab sich verloren; aber es kam  
anders, als er gedacht.

„Ehe er hatte abdrücken können, ließ  
der Italiener die Waffe fallen, daß sie  
mit dumpfem Poltern auf den Boden  
aufschlug, — mit beiden Händen griff  
er sich nach dem Herzen, und mit  
dumpfem Aufstöhnen brach er zusam-  
men.“

Einem Augenblick stand Rudolf  
Harring fassungslos, gelähmt vor  
Entsetzen. Dann tastete seine Hand  
unsicher nach dem Knopfe des elektri-  
schen Lichtes; aber er hatte Mühe, ihn  
zu finden und den Hebel aufzudrehen.

Das leuchtende Antlitz mit den  
gräßlich verzerrten Zügen nach oben  
gehoben, lag Giuseppe Bosetti auf dem  
Teppich. Die weit geöffneten Augen  
waren auf den Maler gerichtet — es  
war, als riefen sein Blick den Anderen  
zu sich.

Rudolf Harring zweifelte keinen  
Augenblick daran, daß es ein Ster-  
bender war, der da vor ihm lag. Aber  
er rief Niemanden herbei, ihm zu hel-  
fen — und er that nichts, die Qualen  
des Unglücklichen zu mildern.

Es war, als hielte ihn dieser furchtbare,  
rufende, drohende Blick des Mannes  
gefestelt — er hatte keinen eigenen  
Willen mehr, wie mechanisch sank er  
neben dem Gefallenen in die Kniee  
und neigte sich über sein Gesicht.

Da bewegte der Italiener die Lip-  
pen. Kaum hörbar kamen die Laute  
aus seinem Munde. Und Rudolf Har-  
ring verstand doch jedes Wort.

„Ich — wollte dich — tödten — wie  
du sie in den Tod getrieben hast —  
wie — tausendmal! In's Wasser ist sie  
gegangen — hörst du wohl — in's  
Wasser! Was bist du denn — so blaß  
— ich kann dich ja nicht mehr tödten  
— ich kann dich ja nicht mehr nieder-  
schlagen — wie ich's thun wollte —  
ich kann nicht — es ist aus — aus!“

Das Lachen ist so wohlthätig für  
den Menschen, daß es sich der Mühe  
verlohnte, Gesellschaften zur Ermuti-  
gung zum Lachen zu gründen. Viele  
— ein — also halbgebildete — Leute  
fürchten sich zu lachen, weil sie das  
für unschicklich, wenigstens für nicht  
sein halten, sie irren aber damit, eben-  
so wie die Schriftsteller, aus denen sie  
vielleicht ihre Weisheit geschöpft haben.  
Die Natur verlangt offenbar das La-  
chen zur besseren Entwicklung des  
Organismus, sonst würde es nicht  
schon den kleinen Kindern eigen sein.  
Lachen ist wohlthätig, es ist eine Arz-  
nei der Seele und fördert die Gesund-  
heit. Hamlet sagt, es könne einer  
lächeln und lächeln, aber trotzdem ein  
Schurke sein, wer aber lachen, wirklich  
lachen könne, der sei gewiß kein Böse-  
wicht. Den Mund geizert zu verziehen,  
zu grimmen, roh aufzulachen oder zu  
lächeln, das ist noch kein Lachen. Ein  
reines, aus dem Innern kommendes,  
herzliches Lachen ist eine Panacea, ein  
wahrhaft Wundermittel gegen manche-  
lei Uebel und oft mehr werth, als ein  
Rezept des Arztes.

„Lachen ist gesund.“

Das Lachen ist so wohlthätig für  
den Menschen, daß es sich der Mühe  
verlohnte, Gesellschaften zur Ermuti-  
gung zum Lachen zu gründen. Viele  
— ein — also halbgebildete — Leute  
fürchten sich zu lachen, weil sie das  
für unschicklich, wenigstens für nicht  
sein halten, sie irren aber damit, eben-  
so wie die Schriftsteller, aus denen sie  
vielleicht ihre Weisheit geschöpft haben.  
Die Natur verlangt offenbar das La-  
chen zur besseren Entwicklung des  
Organismus, sonst würde es nicht  
schon den kleinen Kindern eigen sein.  
Lachen ist wohlthätig, es ist eine Arz-  
nei der Seele und fördert die Gesund-  
heit. Hamlet sagt, es könne einer  
lächeln und lächeln, aber trotzdem ein  
Schurke sein, wer aber lachen, wirklich  
lachen könne, der sei gewiß kein Böse-  
wicht. Den Mund geizert zu verziehen,  
zu grimmen, roh aufzulachen oder zu  
lächeln, das ist noch kein Lachen. Ein  
reines, aus dem Innern kommendes,  
herzliches Lachen ist eine Panacea, ein  
wahrhaft Wundermittel gegen manche-  
lei Uebel und oft mehr werth, als ein  
Rezept des Arztes.

„Lachen ist gesund.“

Das Lachen ist so wohlthätig für  
den Menschen, daß es sich der Mühe  
verlohnte, Gesellschaften zur Ermuti-  
gung zum Lachen zu gründen. Viele  
— ein — also halbgebildete — Leute  
fürchten sich zu lachen, weil sie das  
für unschicklich, wenigstens für nicht  
sein halten, sie irren aber damit, eben-  
so wie die Schriftsteller, aus denen sie  
vielleicht ihre Weisheit geschöpft haben.  
Die Natur verlangt offenbar das La-  
chen zur besseren Entwicklung des  
Organismus, sonst würde es nicht  
schon den kleinen Kindern eigen sein.  
Lachen ist wohlthätig, es ist eine Arz-  
nei der Seele und fördert die Gesund-  
heit. Hamlet sagt, es könne einer  
lächeln und lächeln, aber trotzdem ein  
Schurke sein, wer aber lachen, wirklich  
lachen könne, der sei gewiß kein Böse-  
wicht. Den Mund geizert zu verziehen,  
zu grimmen, roh aufzulachen oder zu  
lächeln, das ist noch kein Lachen. Ein  
reines, aus dem Innern kommendes,  
herzliches Lachen ist eine Panacea, ein  
wahrhaft Wundermittel gegen manche-  
lei Uebel und oft mehr werth, als ein  
Rezept des Arztes.

„Lachen ist gesund.“

Das Lachen ist so wohlthätig für  
den Menschen, daß es sich der Mühe  
verlohnte, Gesellschaften zur Ermuti-  
gung zum Lachen zu gründen. Viele  
— ein — also halbgebildete — Leute  
fürchten sich zu lachen, weil sie das  
für unschicklich, wenigstens für nicht  
sein halten, sie irren aber damit, eben-  
so wie die Schriftsteller, aus denen sie  
vielleicht ihre Weisheit geschöpft haben.  
Die Natur verlangt offenbar das La-  
chen zur besseren Entwicklung des  
Organismus, sonst würde es nicht  
schon den kleinen Kindern eigen sein.  
Lachen ist wohlthätig, es ist eine Arz-  
nei der Seele und fördert die Gesund-  
heit. Hamlet sagt, es könne einer  
lächeln und lächeln, aber trotzdem ein  
Schurke sein, wer aber lachen, wirklich  
lachen könne, der sei gewiß kein Böse-  
wicht. Den Mund geizert zu verziehen,  
zu grimmen, roh aufzulachen oder zu  
lächeln, das ist noch kein Lachen. Ein  
reines, aus dem Innern kommendes,  
herzliches Lachen ist eine Panacea, ein  
wahrhaft Wundermittel gegen manche-  
lei Uebel und oft mehr werth, als ein  
Rezept des Arztes.

„Lachen ist gesund.“

Das Lachen ist so wohlthätig für  
den Menschen, daß es sich der Mühe  
verlohnte, Gesellschaften zur Ermuti-  
gung zum Lachen zu gründen. Viele  
— ein — also halbgebildete — Leute  
fürchten sich zu lachen, weil sie das  
für unschicklich, wenigstens für nicht  
sein halten, sie irren aber damit, eben-  
so wie die Schriftsteller, aus denen sie  
vielleicht ihre Weisheit geschöpft haben.  
Die Natur verlangt offenbar das La-  
chen zur besseren Entwicklung des  
Organismus, sonst würde es nicht  
schon den kleinen Kindern eigen sein.  
Lachen ist wohlthätig, es ist eine Arz-  
nei der Seele und fördert die Gesund-  
heit. Hamlet sagt, es könne einer  
lächeln und lächeln, aber trotzdem ein  
Schurke sein, wer aber lachen, wirklich  
lachen könne, der sei gewiß kein Böse-  
wicht. Den Mund geizert zu verziehen,  
zu grimmen, roh aufzulachen oder zu  
lächeln, das ist noch kein Lachen. Ein  
reines, aus dem Innern kommendes,  
herzliches Lachen ist eine Panacea, ein  
wahrhaft Wundermittel gegen manche-  
lei Uebel und oft mehr werth, als ein  
Rezept des Arztes.

„Lachen ist gesund.“

Das Lachen ist so wohlthätig für  
den Menschen, daß es sich der Mühe  
verlohnte, Gesellschaften zur Ermuti-  
gung zum Lachen zu gründen. Viele  
— ein — also halbgebildete — Leute  
fürchten sich zu lachen, weil sie das  
für unschicklich, wenigstens für nicht  
sein halten, sie irren aber damit, eben-  
so wie die Schriftsteller, aus denen sie  
vielleicht ihre Weisheit geschöpft haben.  
Die Natur verlangt offenbar das La-  
chen zur besseren Entwicklung des  
Organismus, sonst würde es nicht  
schon den kleinen Kindern eigen sein.  
Lachen ist wohlthätig, es ist eine Arz-  
nei der Seele und fördert die Gesund-  
heit. Hamlet sagt, es könne einer  
lächeln und lächeln, aber trotzdem ein  
Schurke sein, wer aber lachen, wirklich  
lachen könne, der sei gewiß kein Böse-  
wicht. Den Mund geizert zu verziehen,  
zu grimmen, roh aufzulachen oder zu  
lächeln, das ist noch kein Lachen. Ein  
reines, aus dem Innern kommendes,  
herzliches Lachen ist eine Panacea, ein  
wahrhaft Wundermittel gegen manche-  
lei Uebel und oft mehr werth, als ein  
Rezept des Arztes.

„Lachen ist gesund.“

Das Lachen ist so wohlthätig für  
den Menschen, daß es sich der Mühe  
verlohnte, Gesellschaften zur Ermuti-  
gung zum Lachen zu gründen. Viele  
— ein — also halbgebildete — Leute  
fürchten sich zu lachen, weil sie das  
für unschicklich, wenigstens für nicht  
sein halten, sie irren aber damit, eben-  
so wie die